

Verbundkatalog Kalliope

Kleine Verzauberung.

Mann, Klaus

1925-06-09

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Kleine Verzauberung

Von KLAUS MANN

San Francisco ist eine grosse, schöne, wundervolle Stadt — eine Stadt mit vielen Gesichtern. Einer bedeutenden Vergangenheit, vornehmer kultureller Traditionen ist sie sich stolz bewusst — mit welchem Akzent der Verachtung spricht man hier von dem benachbarten, parvenühaft emporgeschossenen Los Angeles! —; aber sie ist auch die Stadt der Abenteuer: Frisco, das Paradies der Matrosen, der berühmteste Hafen der Welt — immer noch verlockend, immer noch gefährlich —: der Name „Frisco“, immer noch mit sich bringend phantastische und wilde Assoziationen; immer noch beladen mit den Erinnerungen an einen fabelhaften Wildwesten, in den, über den Pacific, die Gerüche des Fernen Ostens spielen. Wie in der Atmosphäre von Marseille schon die Parfüms von Algier, Eskra, Fez gegenwärtig sind, so in der Luft von San Francisco die Farben und die Düfte Schanghai's...

... Eine Vortragstournee durch die Vereinigten Staaten ist keine Erholungsreise. Nachtfahrt im Pullman-Car; ein Hotelzimmer; ein Club-Raum, eine Universitäts-Aula oder ein Theater — manchmal auch eine Kirche —, wo man zu sprechen hat: so geht das durch Wochen. Der Agent stellt das Reise-Programm geschickt aber unbarmherzig zusammen... In San Francisco hatte ich, glücklicher Weise, mehrere Tage Zeit: ich war dort als Gast einer Reihe von Gruppen und Organisationen. Der erste Vortrag fand im Rahmen eines grossen Herren-Frühstücks statt: Veranstalter war der angesehenste „Men's Club“ der Stadt, der „Commonwealth Club“. Die Gentlemen, die meine Gastgeber und Zuhörer sind, könnte man auch in Hamburg, London oder Chicago treffen: internationale Typen — Bankiers, Anwälte, Aerzte —; Aussehen, Habitus, Kleidung würdevoll, unauffällig, höchst zivilisiert. Auch nicht eine Nuance, keine leiseste Spur des Exotischen, Abenteuerlichen in diesem gediegen behaglichen Kreise.

Als der Vortrag und die sich anschliessenden Gespräche und Diskussionen vorüber waren, fing es schon an, draussen ein wenig dunkel zu werden. Ich hatte keine Lust, ins Hotel zurückzugehen. Die Einladung eines Mr. X., ihn in sein Heim zu begleiten und mich Mrs. X. vorstellen zu lassen, lehnte ich dankend ab. Ich spazierte alleine. Die Stadt war mir sehr wenig bekannt. Ich verlor bald die Richtung.

Eine der kuriosen Charakteristika Friscos ist die starke Unebenheit seines Terrains: es gibt sehr viel steiles Bergauf und Bergab; wie Drahtseilbahnen klimmen die Trambahnwagen in die Höhe; die Autos und die Fussgänger keuchen; hat man aber den Gipfel erreicht, geht es wieder hinunter, in schwindelerregende Tiefe. Es war eine Bergpartie: etwas erschöpft und ausser Atem kommt du unten an. Ein Labyrinth von engeren Gassen nimmt dich auf. Du hörst den singenden Jammerton von Schiffssirenen. So bist du nicht weit vom Hafen.

Ich stelle fest, dass ich mich im italienischen Viertel befinde: die Restaurants heissen „Venezia“ oder „Napoli“; in diesem Kino — es ist „Verdi“ benannt — wird ein italienischer Film in der Originalsprache gespielt; und an diesem kleinen Papiergeschäft hängt eine italienische antifascistische Zeitung: ihr Anblick rührt mich; ich kaufe sie mir, obwohl ich nur mit Schwierigkeiten Italienisch lese. Die Zeitung unter dem Arm schlendere ich weiter...

Die Szenerie ändert sich fast ohne Uebergang. Statt den italienischen Anschriften begegne ich plötzlich den geheimnisvollen, schwierig-anmutigen chinesischen Zeichen. Seltsam: es ist, als sei eine unsichtbare Trennungslinie gezogen, eine mystische Barriere aufgerichtet zwischen dem Viertel, in dem ich mich jetzt befinde, und den benachbarten. Mit einem Male sieht man beinahe keine Weissen mehr —: wo sind sie geblieben? Wo bin ich hingeraten, und wo finde ich mich? Fremde Töne; fremde Gerüche —; auf den Gesichtern, die vorübergleiten, — den gelblichen Mienen mit den schmalen Augen, den breiten Wangenknochen — jenes starre, zugleich höfliche und grausame, sanfte, undurchsichtige Lächeln...

Manche Etablissements — die grösseren — plakatieren ihren Namen in der lateinischen, leserlichen Schrift, ausser in der chinesischen, so mysteriös unleserlichen. Ich erfahre also, dass diese Garage „Nanking“ heisst; dieses Restaurant „Peking“; dieser Coiffeur hört auf den Namen Hung Kong, diese Blumenhändlerin nennt sich Mrs. Sung Sung; das Hotel „Tai Sling“ ist unscheinbar, vielleicht sogar etwas schmutzig, das Kaufhaus „Tai Chong u. Co.“ hingegen sieht stattlich aus. In dem kleinen Geschäft daneben wird „Chinesische Kunst“ angeboten; darunter versteht man, unter anderem — wie ein Blick ins Ladenfenster beweist — grauvolle Batik-Krawatten und grell bedruckte Ansichtskarten. Das Schaufenster zeigt übrigens, in seiner Mitte, ein grosses, englisch abgefasstes Plakat: „To our American Friends!“ Es fordert, in leidenschaftlichen, dringlichen, anklagenden Tönen, zum Boykott japanischer Waren auf. „Die Japaner überfallen wie Räuber unser Land...“, verkünden bitter die Plakate der China-Town in San Francisco...

Mir ist nicht anders zumute, als jenem Peter Schlemil, dem es die Zauberstiefel ermöglichten, mit zwei Schritten Kontinente zu überqueren. Aus einer patrizischen Handelsstadt bin ich erst in eine italienische Kolonie versetzt worden, und nun nach Schanghai oder Nanking. Was erinnert noch daran, dass ich auf dem Boden der Vereinigten Staaten bin? Die enormen „Coca Cola“-Reklamen, zum Beispiel — sonderbar genug anzusehen zwischen den chinesischen Zeichen-Bildern, die, neben der derben Schrift der amerikanischen Annonce, wie erlesene, zarte, komplizierte Kunstwerke wirken. — Auch einige Film-Plakate gibt es noch: zwischen den verschlossenen Gesichtern all der wirklichen Chinesen leuchtet das Antlitz eines falschen: es ist Paul Muni, Hauptdarsteller des Monumental-China-Films „The Good Earth“; Fräulein Luise Rainer, aus Wien, spielt die leidende, fromm entsagungsvolle Gattin des chinesischen Landarbeiters. Was werden die echten Chinesenfrauen, die hier geneigten Hauptes ihre Kinder durch die engen Gassen führen, zu der

FUER ALLE GEISTIGEN ARBEITER
für Komitees und Organisationen, für industrielle und kaufmännische Berufe, für Material aus allen Gebieten der Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Literatur, Technik etc. Genau nach Ihren Wünschen verfolgen wir die Zeitungen und Zeitschriften aller Länder. Verlangen Sie unseren Prospekt
Bureau International de Documentation
(Das internationale Ausschuttbüro)
Tel. Gobelin 04-27
33, RUE DE L'AMIRAL MOUCHEZ, PARIS (13e)

„Dann würden Sie mich einlassen. Sie würden schon etwas finden. Sie würden mir ein Stückchen Platz geben, um meinen Kopf darauf zu legen.“ Der Raum atmete mit ihnen. Seine Stimme, klar wie trockene Zweige, setzte ihn in Erstaunen. „Haben Sie ein Zimmer?“

Einen Augenblick schwebten seine Worte zwischen seinen Augen und den ihren. Dann waren sie fort, als hätten ihre Augen sie verschluckt. Ihr Gesicht

Als er das Meer sah, warf er die Kleider ab und schwamm hinaus. Das Wasser war wie eine sonderbare Begrüssung. Um neun Uhr stand die Sonne hoch über den Klefern, die das Meer vom Land trennten. Er dachte, jetzt könne er ruhig ins Hotel zurückgehen. Er hatte sich einen kleinen Feldzugsplan zurechtgelegt. Er schlenderte, noch immer glühend von der See, in die Hotelhalle. Sie war eine schmutzige Verwandlung der Nacht vorher. Männer und Frauen standen und

etwas starren, künstlichen Maske der Luise Rainer sagen?

Es ist aber nicht das Kino-Plakat, das mich anzieht; vielmehr ist es das breite, rätselvoll beschriebene Spruchband, das von einem erleuchteten Portal aus, quer über die Gasse läuft. Hier gibt es Theater — chinesisches Theater. Die Vorstellung hat schon begonnen. Es wird eine Oper gegeben, wie man mir an der Kasse versichert. Eine chinesische Oper —: Peter Schlemils Wunderstiefel haben mich weit getragen. Sehr neugierig trete ich ein. Das Haus ist noch ziemlich leer. Uebrigens hat das Publikum eine merkwürdig ungenierte Art, zu kommen und zu gehen. Junge Leute, alte Männer in langen Gewändern, auch Frauen mit Babies, finden sich ein, verweilen ein wenig und entfernen sich wieder. Die auf der Bühne lassen sich nicht stören. Sie stehen vor der grellen Dekoration und bringen hohe, schrille Töne hervor, von denen unser Ohr nicht begreift, ob sie Jammer ausdrücken sollen, oder Glück, oder Zorn, oder alles zugleich. Auch den Sinn der nach uralter Konvention starr festgelegten Gebärden, der feierlich-grotesken Pantomime zu erraten, ist nicht leicht. Die mit fast manischer Insistenz wiederkehrende Geste, mit der dieser königlich geputzte Alte sich den Bart streicht, soll vielleicht Wut bedeuten; vielleicht ist sie auch nur ein Zeichen der Würde. Wahrscheinlich meinte sie aber doch etwas Schlimmes; denn plötzlich ist ein Gefecht im Gang. Das Geklirr der entblößten Schwerter wird begleitet von dem heulenden Geschrei der Kämpfenden. — Dann verändert sich die Dekoration; die Kämpfenden sowie der feierliche Alte mit dem Barte verschwinden, und auf einer Otomane — die ein junger, unmaskierter Bühnenarbeiter in einem Woll-Sweater, ohne viel Umstände zu machen, auf die Bühne gestellt hat, — kauert ein junges Mädchen und singt ihre Klagearie. Die Gäste, mit der sie sich dabei die Augen tupft, ist ebenso starr, ebenso konventionshaft festgelegt, ebenso anti-naturalistisch, wie die andere, mit welcher der grimmige Vater sich vorhin den Bart strich. — Das Orchester sitzt auf der Bühne, links vom Publikum, allen sichtbar. Die Melodie, die es spielt — immer wieder, unaufhörlich die gleiche — behält auch während einer sentimentalen Liebesszene, die folgt, denselben schleppenden, wehmütig monotonen Rhythmus. Das Publikum scheint von nichts, was auf der Bühne vorgeht — mag es auch noch so laut, noch so dramatisch sein — überrascht. Wahrscheinlich kennen alle das Stück; sein Ablauf bedeutet wohl etwas wie einen Ritus für sie. — Ich bin der einzige Fremde — der einzige Weisse im Haus.

Eine alte Frau mit einem Kind auf dem Schoß setzt sich zu mir. Das grosse, runzlige Gesicht der Frau ist wie aus Lehm: erdig gelb. Das Kind, in sonderbar steife, graue Tücher gehüllt, schaut mich an, aus seinen schmalen, dunklen, sehr aufmerksamen, durchaus rätselhaften Augen. Ob mir die Oper gefalle, fragt mich die Frau, die übrigens ihrerseits gar nicht auf die Bühne sieht. Es ist nicht eine unserer allerschönsten Opern, erklärte sie in ihrem mühsamen Englisch. Auch die Schauspieler — sagt sie — sind nicht erster Klasse. „Aber sie verstehen ihr Handwerk“ fügte sie hinzu und nickt ernsthaft. (Oben, auf der Bühne, ist das sentimentale junge Mädchen in einen fürchterlichen Streit mit dem bärtigen Alten geraten; aber die Frau mit dem Kind auf dem Schoß sieht gar nicht hin.) — „Unsere Chinesen-Stadt hier in Frisco“, sagt die Frau noch, „unsere China-Town hier ist die grösste, ausserhalb Chinas. — Aber China“, fügt sie hinzu, und wiegt plötzlich ihr aufmerksam blickendes Kind ein wenig auf dem Schoß hin und her, „China — ist grösser ...“

Auf der Bühne haben sie schon wieder die Schwerter gezogen. Das Orchester klagt monoton. Zuweilen donnern Paukenschläge dumpf dazwischen.

Es riecht, scharf und süß, nach einem fremdartigen Gewürz, das die kleinen Logenöffnerinnen verbrennen. — Ich schliesse, plötzlich ein wenig erschöpft und etwas schwindlig, die Augen.

FRAN

Marc Henry, Gründer und Oberhaupt der Elf Scharfrichter, schilderte mir eine Szene, deren Zeuge er angeblich gewesen war, in Zürich, zu Beginn der Neunzigerjahre. Damals stieg gross der Naturalismus auf — die literarischen Schulen bekämpften einander mit einer Wut, die wir heute gar nicht mehr verstehen.

In Zürich sassen in einer Kneipe: Wedekind, Karl Bleibtreu, Panizza, Przybylski. Wedekind zog laut und leidenschaftlich gegen Schiller los — zu jener Zeit der dernier cri der jungen Generation.

Studenten am Nebentisch verbateten sich solche Lästerung. Schiller, der Dichter des „Tell“, sei der erste Dichter und Heiligtum der Nation.

Wedekind war sprachlos. Wie? Zwei Leute, die nicht einmal zur Gesellschaft gehören, zwei Fremde mischen sich ins Gespräch mit einem geharnischten Protest? — Und er rief:

„Sie scheinen mir aus einem jener schweizerischen Täler zu stammen, wo der Kropf endemisch ist.“

Die Fortsetzung des Gesprächs kann man sich vorstellen.

Als Wedekind gewaschen, verbunden und gelabt war, rief er böse:

„Nicht einmal seine künstlerischen Ansichten darf man hier äussern. Und das nennt sich dann freie Schweiz.“

Er war — gleich Jakob Wassermann, Thomas und Heinrich Mann — eine Spanne lang Leiter der neubegründeten Zeitschrift „Simplicissimus“ — bis er sich mit Albert Langen überwarf, dem Herausgeber; in einer Komödie „Oaha“ hat er, hassgeschwollen, diesen Kreis geschildert.

Er war auch eine der Stützen der Elf Scharfrichter, dichtete und komponierte bezaubernde Lieder zur Laute, sang sie bezaubernd. Als später sein Stern aufgegangen war, er berühmt war als Dramatiker, wollte er an seine Anfänge nicht mehr erinnert sein — und es bedurfte dann allen Zuredens seiner Freunde, ehe er wieder einmal zur Laute griff.

Natürlich hatte er sich auch mit Marc Henry zerstritten, dem Führer der Elf Scharfrichter. Eine Pressepolemik entspann sich. Henry erklärte:

„Meine Beziehungen zu Frank Wedekind sind sehr locker gewesen. Sie beschränken sich auf Darleihen von hundert Mark und einer Ohrfeige, die beide er mir nie zurückgegeben hat.“

Um der Bestrafung für eine Majestätsbeleidigung zu entgehen, die er durch ein Gedicht im „Simplicissimus“ begangen hatte, ging Frank von München

HIGH

Zur Ausstellung englische

Die bedeutendste und charakteristischste Ausstellung der englischen Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts, die jemals auf dem Kontinent zu sehen war.

Die Ladies- und Gentlemen-Maler des 18. Jahrhunderts, die Reynolds, Gainsborough, Romney, Lawrence, Raeburn sind so weltberühmt geworden, weil sie es verstanden haben, die feinen Leute so zu malen, wie sie und auch die übrige Welt sie sich vorstellten, so eben sehe man aus, wenn man fein ist.

Die feine Welt in sozusagen Parade-rolle so wie sie vor Mit- und Nachwelt zu paradien wünscht.

Ein gewöhnlicher Mensch, wie es vermutlich im England des 18. Jahrhunderts auch welche gegeben haben dürfte, kommt daher in dieser Malerei auch gar nicht vor.

Die Ladies und Lords, die die Ehre hatten, so vornehm, übrigens auch mit so exzellenter Malerei, dargestellt zu werden, sehen auch gar nicht aus wie leibhaftige Menschen, Menschen aus — pardon — Fleisch und Bein, sondern wie höhere Wesen. Jedenfalls so aufgemacht Wohlgesittet, wohlgezogen, wohlgekleidet, in allen Seidenfalten knisternd und funkelnd, mit entzückend hergerichteten